Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 38 (1948)
Heft: 6

Artikel: Ernst Kreidolf zum 85. Geburtstage
Autor: Kehrli, J.O.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633293

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

"Fürchten Sie nicht, dass Sie mich dadurch demütigen und dass es dazu kommen könnte, dass ich Sie darum hasse?"

"Warum sollten Sie gedemütigt sein? Es ist sehr menschlich, Stunden der Entmutigung, sogar der Verzweiflung durchzumachen. Ich habe die meinen auch gehabt und werde wahrscheinlich noch mehr haben."

Sie hob ein wenig den Kopf. "Sie auch? Das hätte ich nicht gedacht."

Ein Lächeln ging über seine Züge. "Ich habe keinen Menschen auf der Welt, der mich lieb hat und zu dem ich gehöre, ich bin überall im Exil."

Françoise betrachtet ihn verwundert. Nun sieht sie plötzlich, dass es noch mehr Menschen gibt, die einen Kummer oder ein Leid tragen, ohne es andere merken zu lassen. "Weinen Sie auch, wenn Sie trübe Stunden haben?"

"Nein, die Gabe der Tränen ist mir versagt."

"Sie finden mich feige, nicht wahr?"

"Feige? Wie können Sie das sagen? Die Heilige Jungfrau hat geweint, unser Herr hat geweint. Feige ist, wenn man sich gehen lässt, ohne sich zu wehren. Wir müssen unsere Last wieder aufnehmen und weiter tragen, so frei wie möglich."

"Die Zukunft liegt vor mir wie ein finsterer Tunnel ohne Ausgang!"

"Warum ohne Ausgang? Am Ende des Tunnels finden Sie das Licht wieder. Mit achtzehn Jahren hat man die Pflicht alles zu hoffen, besonders Sie."

"Wieso besonders ich?"

Die Frage war ernsthaft gestellt. Hatte dieses Menschenkind wirklich keine Ahnung von dem Reiz, den seine eigenartige Schönheit ausübte? Hatte niemand es ihr gesagt? Hubert hatte ein schwindelartiges Gefühl, wie damals, als er eine feine Goldader entdeckt hatte. Er war verzaubert vor seinem Schatz gestanden und hatte das Glücksgefühl ausgekostet, als einziger den Schatz zu kennen; das war der schönste Moment gewesen in seinem abenteuerlichen Leben. Und jetzt hatte er ein ähnliches Gefühl.

Françoise hatte ihn fragend angesehen, sie wartete auf seine Antwort. Und als er sie nur bewundernd anschaut, frägt sie noch einmal: "Wieso besonders ich?"

Er neckt sie: "Weil Sie ein junger, energischer Mensch sind, oder wenigstens scheinen, tatkräftig und entschlossen und wie gemacht, um das Leben zu meistern."

"Glauben Sie? Oder sagen Sie es nur, um mir Freude zu machen?"

"Keine Spur."

Sie hat seine Worte ernst aufgefasst. "Ich möchte so gerne Erfolg haben! Meine Unfähigkeit ist es, die mich verzweifeln lässt; aber vielleicht haben Sie recht, ich habe auch Stunden, wo ich alle meine Träume in Erfüllung gehen sehe."

"Ihre Träume?" frägt er leise.

Nein, sie kann dem Fremden ihre Träume nicht erzählen, so sagt sie ebenfalls leise: "Mein Traum wäre ein Auto, wenn auch nur klein, ich bin nicht ehrgeizig."

Er bleibt ernst. "Sie haben wohl andere Träume, und wenn ein Tag kommt, da diese Sie bedrücken, und Sie einen Freund nötig haben, so werde ich da sein."

Ohne ihn zurückzuhalten, sieht Françoise ihn die Gartentüre öffnen und wieder schliessen. Es scheint fast unfasslich, dass sie plötzlich einen Freund hat. Wie oft hat sie sich nach Freundschaft gesehnt. Das Band, das sie an die Tante knüpft, ist etwas ganz anderes. Eine Freundschaft erscheint ihr wie ein Fenster nach anderen Horizonten, eine Nahrung für Geist und Herz. Dieses Sehnen nach Freundschaft gehörte auch in das Reich ihrer Träume. Mit keiner ihrer Gefährtinnen aus dem Kloster hatte sie weiterhin verkehrt, man hatte sich getrennt ohne Schmerz. Und jetzt bietet sich ihr eine Freundschaft, und was für eine! Ein Mann, der vom andern Ende der Welt gekommen ist, jung, reich an Erfahrung, ein Mann, der niemanden hat, der ihn liebt. Dieser Umstand scheint Françoise unbegreiflich. Wird sie seine einzige Freundin sein?

Er geht am nächsten Tag nicht ins "Grüne Haus". Zweimal hatte er sein Velo hervorgeholt und auf den Weg gestellt, den er gerne gegangen wäre. Und zweimal stellte er es wieder weg. "Ich darf mich nicht aufdrängen", murmelt er. Aber wenn man ihn brauchen sollte? Aber Martine war ja dort, man konnte ihm Bescheid sagen lassen.

Und richtig brachte die Alte ihm am nächsten Tag ein Brieflein von Françoise. "Darf ich, ohne Ihre Güte zu missbrauchen, heute auf Ihren Besuch hoffen? Tantchen fügt sich nur schwer in das Stilliegen und möchte immerfort Unklugheiten begehen. Ich habe es fertig gebracht, sie wenigstens heute noch im Bett zu behalten, aber was soll morgen werden? Sie hätten vielleicht mehr Einfluss auf sie, und Ihr Besuch würde sie ein wenig zerstreuen; ich weiss, dass sie sich langweilt."

Der Arbeitstag ist zu Ende. Hubert macht sich auf den Weg. Françoise hat ihn erwartet, sie steht auf der Schwelle, als er zur Gartentür hereinkommt.

"Ich wusste, dass Sie kommen", sagte sie und reichte ihm die Hand. Heute bringt er keine Pfingstrosen, sie sind vorbei, aber an seinem Velo hat er einen Busch Rosen kunstvoll zusammengebunden.

"Für die Kranke", sagt er.

"Sie müssen sie ihr selbst geben, sie wird sich freuen. Bin' ich nicht ein wenig zudringlich, mein Herr Freund?"

"Zudringlich? Dieses Wort darf zwischen uns nie ausgesprochen werden, meine Freundin." Sie drücken sich nocn einmal die Hand. Beide sind glücklich. Die Kranke erwartet sie. Sie wissen es und zögern doch noch beim Eingang. Noch so vieles hätten sie sich zu sagen, aber es blieb unausgesprochen an diesem Abend.

Mit königlicher Herablassung nimmt die Kranke die Rosen entgegen. Françoise verteilt sie in Vasen und Gläser und bald ist das Zimmer der Tante voll herrlicher Rosendüfte. Obwohl es der Tante zu gefallen scheint, lächelt sie doch nur flüchtig.

"Tantchen langweilt sich", sagt Françoise.

Wie sollte sich diese tätige Frau nicht langweilen, nun wo sie stilliegen soll und weiss, dass die ganze Haushaltung auf den Schultern der liebreizenden Nichte liegt? Morgen steht sie auf, kein Mensch wird sie daran hindern, man kann ohne den linken Arm schon auskommen, und was die Verstauchung des Fusses betrifft...

"Eine Unvorsichtigkeit kann die Sache arg verzögern", mahnt Hubert.

Fräulein Diana scheint dieses Argument Eindruck zu machen und sie verspricht sich zu gedulden, bis der Arzt dagewesen ist, man erwartet ihn übermorgen.

"Kommen Sie uns wieder besuchen", sagt die Tante, als er sich verabschiedet. Wie sie ihm ihre Hand entgegenstreckt, kommt ihm die Erinnerung an den Handkuss, den ihn seine Mutter gelehrt hatte und über den seine Freunde im Norden gespottet hatten. Er kennt sich selbst nicht mehr, als er sich über die Hand der Dame beugt. Françoise aber ist entzückt darüber.

"Da Sie so gütig sind für uns, würden Sie wohl dem Briefträger morgen diesen Brief zur Besorgung geben, er kommt ja

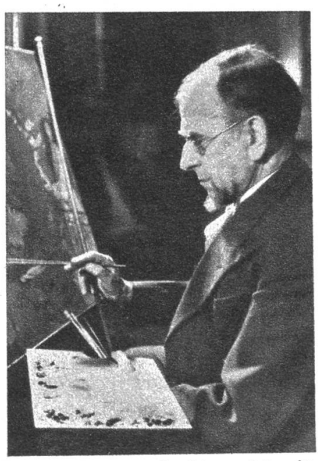
ERNST KREIDOLF

zum 85. Geburtstage

Bern, zum 9. Febr. 1948.

Lieber Freund!

Wiederholt hast du gewünscht, deinen 85. Geburtstag möglichst stille und ohne grosse Lobsprüche begehen zu können. Aber was willst du! Wenn man so bekannt ist, wie du und dein Künstlertum es sind, dass Geburtstag und -jahr auf dem Abreisskalender vermerkt sind, dann nützt alles nichts. Die Zeitungen und Zeitschriften wollen nun einmal derlei festliche Tage nicht lautlos vorübergehen lassen, und das ist eigentlich nett von ihnen. Wenn gar ein Schweizerkünstler, dem wir so viel zu verdanken haben, 85 Jährchen hinter sich hat, so geht das die Oeffentlichkeit schon etwas an. Schade ist nur, dass die allermeisten deiner Bücher vergriffen sind, so dass die neue Generation ohne diese aufwachsen muss. Zeige mir die Bilderbücher der Jugend, und ich sage dir ein Wort über die Jugend, kann man ein bekanntes Sprichwort abwandeln. Und deine Bilder, wie viel Gemüt strahlen sie aus, und wie selten bekommt man sie zu sehen. Aber wir wollen nicht klagen, freuen wollen wir uns vielmehr, dass dein Künstlertum, dein zäher Wille, deine weise Lebensführung ein so herrliches Werk erstehen liessen, das Gemeingut Unzähliger geworden ist. Dass deine Hand noch sicher,



dein Auge noch klar, ist ein Geschenk Gottes, nicht nur für dich, sondern für uns alle, die dir zugetan sind und die dir nur eines wünschen, dich noch recht lange so unter uns zu wissen, wie du es heute an deinem Geburtstag bist.

In alter Freundschaft

dein J. O. Kehrli.